

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 98.

Samstag, 8. April

1933.



23. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Billy lachte laut: Hier war niemand, der ihm auf-lauerte! Und doch: was hatte sich alles in diesen feuch-ten, unheimlichen Gängen zugetragen! Aber er fand sich doch durch bis zu dem Schlupfwinkel oben unter dem Dache, in dem Wing-Foo zuletzt gehaust hatte, be- vor er von der Polizei geholt worden war. Die Luft war zum Ersticken, und dunkel war es auch. Aber end-lich stieß er in einer Ecke der Bude auf einen alten, un- appetitlichen Chinesen, der auf einem Haufen Lumpen lag und ihm auf seine Frage zur Antwort gab, niemand im ganzen Hause oder in der Umgegend habe seit langer Zeit etwas von Yo gesehen. Billy wankte wieder die Treppe hinunter. Halb betäubt von der Pest- atmosphäre des Zimmers. Er atmete erst wieder frei auf, als er auf die Straße kam. Was sollte er nun tun? Auf den nie verstummenden Ruf zum Handeln horchen, auf die nie ermüdende Stimme in seinem Innern lauschen, die ihm befahl: suche, suche, bis du sie gefunden hast! Löse das Rätsel ihres Verschwindens! Finde sie, finde sie um jeden Preis! . . . O Gott im Himmel! Finden mußte er sie, sie retten und sie lieben! Niemals wieder von sich lassen! Elena! Elena! . . .

Aber was half hier der Wille allein! Hier in dieser Gegend, von der er nur eine sehr unvollkommene Kenntnis hatte.

Niemand hatte ihm helfen können — weder die Polizei noch einer seiner vielen Schützlinge im äußersten East End, obgleich er fast täglich Beweise dafür bekam, daß sie ihn nicht im Stiche ließen und zur Hilfe bereit waren. — Durch die Gasse, die er passierte, schrillte plötzlich der Aufschrei einer weiblichen Stimme, tierisch und wild! Er kam aus dem Haus, vor dem er gerade stand . . . kam näher. Wie gehezt und verfolgt. In wachsender Stärke, Wildheit und Zügellosigkeit. Er hörte mehr als er sah, daß alles um ihn herum lebendig wurde, in den langen, finsternen Gängen, hinter ge- schlossenen Fensterläden und in den unheimlich schielen- den Torbogen. Wie Pilze wuchsen diese einge- schrumpften gelben Grimassen aus den elenden Be- hausungen hervor. Neugierig horchend, mit still- stehenden Gesichtern, in denen nur die Augen Aufmerk- samkeit verrieten. Und jetzt kam der Schrei aus un- mittelbarer Nähe, so daß er unwillkürlich zur Seite trat. Eine Frau in mittleren Jahren taumelte fallend aus dem Gang heraus, gerade vor seine Füße in die Gasse geschleudert von einem schweigsamen Chinesen, dessen gelbe Fäuste man eben noch verschwinden sah.

Bill starrte wie hypnotisiert auf die Gestalt: eine weiße Frau! In diesem Viertel und in einer solchen Situation!

Die ärmlichen Kleider hingen ihr in Fetzen vom

Leibe und entblößten einen häßlichen, über und über zerklüfteten Körper; ihre grauen Haare flatterten zer- zaut und ungelämmt um ihren Kopf. Aus ihrem Blick sprach Haß . . . ihre Stimme war lallend, wenn ihr tierisches Heulen für Augenblicke zu einem müden Wim- mern herabsank . . . mordlüstern wie Raubtierklauen ihre blutigen und zitternden Hände. Ihr ganzer Kör- per zitterte wie im Delirium, während sie im Schmutz der Straße wühlte. Ihr zahnloser Mund geiferte ohne Unterlaß die gemeinsten, unflätigsten Worte aus.

„Stehen Sie doch auf“, sagte Billy tief erschüttert und beugte sich unwillkürlich zu ihr hinab; aber sie ant- wortete nur mit einer bodenlosen Gemeinheit, die bei den Umstehenden einen großen Heiterkeitserfolg aus- löste. Die Gänge und die mit Laden versperrten Häuser hatten nach und nach ihren ganzen menschlichen Inhalt ausgepien. Es war ein großer Menschenauslauf um die Frau herum entstanden, und man schien sich offen- bar glänzend dabei zu amüsieren.

„Aber wie ist es nur soweit mit ihr gekommen“, fragte Billy einen alten, schmutzigen Chinesen, der be- schaulich, seine Pfeife rauchend, in völliger Gemütsruhe dem abscheulichen Auftritt zusah. Der Alte zuckte ge- ringfügig die Schulter:

„Opium!“ sagte er — und dann bekam Bill in kurzen Umrissen ihre Geschichte zu hören: Sie hatte einen Gelben betrogen, ihn dem Spott des ganzen Vier- tels ausgeliefert . . . und das hier war die Rache da- für! Tiefer und tiefer war sie gesunken. Nicht nur eine Dirne war sie geworden, sondern auch eine Säuerin und Raucherin:

„Aber jetzt wird es nicht mehr lange dauern“, grinste der Chinesen.

„Ja, ja“, fuhr er gehässig fort, „wir Gelben wissen uns zu rächen! . . . Nicht mit Gewalt . . . sondern, in- dem wir einfach das Schicksal wirken lassen.“

Billy schauderte zusammen: Er erinnerte sich plötz- lich, schon früher von den unmenschlichen Strafen der Chinesen gehört zu haben, auch von den scheußlichen Wirkungen, die sie manchmal auf metaphysischem, dem Westländer vollkommen unbekanntem Wege erzielten. Wenn nun Elena, seine geliebte kleine Elena, von diesen Barbaren auch so gepeinigt würde, daß sie zuletzt dem Irrsinn verfiel! Er sah sie, gemartert und zerstört. Aus ihren Augen war Farbe und Leben entflohen . . . sie starrten blind und hoffnungslos ins Weite . . . ihre Hände, die süßen, kleinen Hände tasteten fieberheiß ins Leere . . . und wilde Krämpfe durchzuckten ihren Körper, deren Folterqualen sich ins Unerträgliche steigerten . . . und wieder stieg ihm die Erinnerung an alle die grau- samen Strafen auf, von denen er gelesen und gehört hatte, — eine entsetzlicher, unmenschlicher und unbe- schreiblicher als die andere — und Elena als Opfer von

allen: blutend, besudelt, mit dem Wahnsinn in ihrem verwüsteten, lieben Antlitz. . . Ihrem in Weinen erstarrten Munde, und ein Paar Augen, die trotz aller Hoffnungslosigkeit doch noch die eine Hoffnung nährten, daß alles bald vorbei sein würde — alles, alles vorbei!

Er hätte vor Angst und Schmerz, vor Haß und Wut ausschreien können. Aber er stand verloren und gebrochen da und starrte regungslos auf die Unglückliche in der Gasse vor sich: eine Angehörige seiner Rasse! Eine weiße Frau wie Elena!

Unmöglich, unfassbar!

Er wollte nicht mehr daran denken. Er glich einem Greise, als er endlich erschöpft nach Hause kam. Was würde die Nacht bringen?

Zweites Kapitel.

1.

Aus verschiedenen Gründen wurde die geplante Razzia im Chinesenviertel einige Tage verschoben. Endlich, in der fünften Nacht darauf, klingelte Billys Telephon.

„Hier Polizeipräsident Craston! . . . Sind Sie es, Freund? . . . Ja, jetzt haben wir es hinter uns, aber leider wieder erfolglos. Weder von dem Knaben noch von Tai-Ling oder Ihrer Frau irgendeine Spur. Das Teehaus, in dem Sie vorgestern waren, haben wir auch nicht gefunden. Aber wir lassen nicht locker und hoffen auf das nächste Mal! . . . Gute Nacht!“

*

Billy saß stumpf und grübelnd mehrere Stunden lang in seinem Schreibtischstuhl, bis der Tag graute. Aber er ließ sich nicht unterkriegen. Im Gegenteil: jetzt packte ihn der Trost der Verzweiflung. Das Schicksal lag auf der Lauer, um ihn zu verderben, aber es sollte nicht über ihn triumphieren!

Er erhob sich und ging ins Atelier, wo er vor dem verhüllten Entwurf seines zur Tragik gewordenen „Glücks“ innehielt. Ein Strom der verschiedensten Gefühle drängte in ihm nach Befreiung. Schmerz und Sehnsucht, Liebe und Haß. Er riß das Leinen herab und fing an, sich alles vom Herzen zu arbeiten, wie man Unkraut aus dem Garten jätet.

So verging der Tag. Jane kam mehrmals herein: Der gnädige Herr muß doch etwas essen! Aber er winkte ihr ab. . . am Spätnachmittag fing es an zu regnen, es dunkelte, aber er wollte trotzdem nicht aufhören. Die Arbeit wirkte heilend und beruhigend. Plötzlich dachte er an Rice. Armer, guter Rice! Wie es ihm wohl ginge — mit seinem gebrochenen Bein. Dr. Lansing hatte ihn ins Spital bringen lassen. Er hatte sich noch nicht einmal nach ihm erkundigt. Obgleich sich sein braver Keller- und Haushofmeister nur seinetwegen vorgestern abend als Begleitung bei seiner Streife nach Limehouse aufgedrängt hatte. „Auch ich möchte Ihnen beweisen, wie ich die gnädige Frau verehere“, hatte er gesagt und dabei für einmal seine äußere Würde abgelegt.

Dann waren sie zusammen in das Chinesenviertel gefahren und dort in ein Teehaus gekommen, wo Billy glaubte, Tai-Ling verschwinden gesehen zu haben. Als er aber nach ihm fragte, wollte niemand ihn kennen. Und unmittelbar danach waren er und Rice von sechs bis sieben verdächtigen Burschen überwältigt und in bewußtlosem Zustande in eine ganz andere Gegend verschleppt worden. Er selbst blau und grün geschlagen, Rice mit einem gebrochenen Bein. Und bis jetzt hatte er ganz vergessen, zu fragen, wie es ihm ginge. Er klingelte Jane, die sofort kam.

„Haben Sie etwas von Rice gehört?“

„Ja, ich habe im Spital angefragt. Es geht ihm soweit ganz gut, aber es wird lange dauern, bis er heraus darf. . . Miß Strefford hat auch eben angerufen.“

„So? Miß Strefford?“ Billys Mund verzog sich zu einem ironischen Lächeln, das Jane überraschte. Sie konnte ja auch nicht wissen, wie unwillkommen ihm die Besuche dieser Dame waren, die gegen alles unempfind-

lich schien. Ja, er hatte sogar das Gefühl, als ob seine herben Worte und sein wenig rücksichtsvolles Benehmen sie eher anzögen.

Und obwohl sie ihn ärgerte, machte sie ihm auch wieder künstlerische Freude, wenn sie, in sein Sofa hingegossen, mit einem Berg voll Kissen hinter sich, die Zigarette zwischen ihren blutvollen Lippen balancierend, über Pferderennen und Politik plauderte (ohne daß er zu antworten brauchte), die beiden einzigen Dinge, für die sie — abgesehen von allem Sensuellem — Verständnis und Interesse hatte. Eine gewisse Grazie lag auch im Spiel ihrer Hände, die, beringt, schmal und aristokratisch waren, wohlküstig und grausam zugleich; und ihre Augen konnten sowohl verschleiert sein und doch auch in einem eigenartigen suggerierenden Feuer aufleuchten, wenn sie mit burschikoser Ungeniertheit irgendeine gewagte erotische Frage ausschlug. Und das war immer ihr Lieblingssthemata, wenn sie ihn besuchte. Sie brachte eine fremde Welt mit ins Zimmer, die ihn trotz seinem Widerstand dann und wann bestrickte. Im Grunde aber war sein Gefühl für sie das maskulinere Verachtung. Er hatte nach ihrem letzten Besuch, wobei er ihr unverblümt seine Meinung gesagt hatte, eigentlich erwartet, daß sie sich künftig von ihm fernhalten würde. Darin hatte er sich also getäuscht.

„Ist sonst noch etwas?“ fragte er Jane.

„Ja, es ist ein Paket gekommen.“ Sie reichte es ihm. „Von Herrn Rechtsanwalt Strefford. Ich wollte vorhin nicht stören, aber . . .“

„Danke schön, Jane. Es ist gut.“

Er hatte schon das briefähnliche Paket geöffnet, während die Tür hinter dem Mädchen zufliel. Es enthielt ein kleines blaues Heft mit Elenas charakteristischer Handschrift: „Mein Tagebuch!“ stand vorne auf dem Umschlag. Außerdem lag noch ein Brief von Strefford bei. Billy stellte sich ans Fenster der Veranda und las.

2.

„Lieber Billy!

Als der juristische Berater Ihrer Frau hat mir die Polizei heute nachmittag das mitfolgende Tagebuch geschickt. Einer der Detektive namens Burke hegte seit langem den Argwohn, daß Ihre Frau in der Nacht, in der sie entführt wurde, sich kramphast bemühte, irgendeinen Gegenstand verschwinden zu lassen. Jetzt ist es ihm gelungen, denselben ans Tageslicht zu bringen. Und zwar fand er ihn in der Apotheke, vor der damals das Polizeiauto hieltmachte, versteckt zwischen Rücken- und Seitenlehne des Sofas. Es ist meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß die Polizei eine beglaubigte Abschrift von dem Inhalt des Buches genommen hat. Die Sache wird jedoch — das hat mich der Polizeipräsident ausdrücklich gebeten, Ihnen zu sagen — mit größter Diskretion behandelt werden, und der Inhalt soll nur in dem Falle benutzt werden, wenn es wirklich zu einer Mordanklage gegen Ihre Frau in der Sache Li-Chang kommen sollte.

Wie Sie beim Durchlesen sehen werden, lieber Billy, habe ich recht behalten mit der Behauptung, die ich Ihnen gegenüber in jener Winternacht vor anderthalb Jahren machte: Das von uns besprochene Interview in der „Daily Mail“ hat damals tatsächlich zur Folge gehabt, daß der Maler Guy Ashow — der ehemalige Bräutigam Ihrer Frau — auf die Idee kam, Sie um hundert Pfund Sterling zu bestehlen. Er suggerierte Ihrer Frau, daß dieser Diebstahl nichts anderes als ein Vergeltungsakt sei, weil Sie ihm denselben Betrag einige Abende vorher im Hasard im Klub „Herz ist Trumpf“ abgenommen hatten. In diesem Spiel habe er, so gestand er seiner Braut, auch ihre ganzen Erparnisse, welche ungefähr dieser Summe entsprachen, eingeseht, um womöglich so viel zu gewinnen, daß sie bald heiraten könnten. In Wirklichkeit verhielt sich die Sache jedoch so, daß er das ganze Geld für Kokain verwendet hatte, dessen Genuß er rettungslos verfallen war. Er hatte es zuwege gebracht, von Ihnen, lieber Billy, ein Bild in so krassen Farben zu malen, daß Sie für Miß Elena — moralisch — wie ein Verbrecher dastanden. So

hätten Sie zum Beispiel auf Whows Verzweiflungsausbrüche über seine nun völlig zerschlagenen Zukunftshoffnungen nur ein Hohnlachen übriggehabt: Das ginge Sie gar nichts an, wenn er sich wie ein Schuft benommen hätte. Er könne Ihre wegen zur Hölle fahren! . . .

Ebenso hätten Sie, als er an Ihre bekannte Wohltätigkeit appellierte, unter zynischem Lachen erklärt, es gehöre schon eine große Portion Dummheit dazu, wenn er nicht verstünde, daß die ganze Wohltätigkeit von Ihnen nur eine Kellamegeste sei!

Kurz und gut: er redete so lange auf Miß Elena ein, bis sie zuletzt vollkommen davon überzeugt war, daß es gar keine Sünde sei, Ihnen das Geld zu stehlen. Und nachdem sie vorher selbst schon davon gesprochen hatte, sich mangels Beschäftigung als Modell anzubieten, war es ihm ein Leichtes, sie dazu zu überreden, die Stellung bei Ihnen zu suchen. Wenn sich dann Gelegenheit gab, sollte sie das Geld nehmen und durch das Fenster in den Garten werfen, wo er darauf wartete.

Es hat sogar den Anschein, daß er ihr zu verstehen gab, es sei an jenem Abend im Klub nicht ganz ehrlich zugegangen. Es steht nicht mit klaren Worten in dem Tagebuch, aber man kann es zwischen den Zeilen lesen. Sie sehen also, lieber Billy, daß er den Boden bei Miß Elena gut vorbereitet hatte und daß das Interview in der „Daily Mail“ von ihm dazu benutzt wurde, um die Saat zur Reise zu bringen. Denn er konnte argumentieren:

Wenn ein Mann so leichtsinnig in seinen Geldangelegenheiten verfährt, hat es ihm wahrscheinlich auch nicht zuviel Mühe gekostet, das Geld zu verdienen!

Sie werden weiter aus dem Buch erfahren, daß es nicht lange gedauert hat, bis Ihre Frau zu der Erkenntnis kam, in wie unglaublich gemeiner Weise sie von ihrem Bräutigam hinters Licht geführt worden war und daß sie — anstatt des Geldes — jenen Brief zum Fenster hinauswarf, der jetzt bei Li-Chang gefunden wurde. Sie werden auch die Geschichte jenes Briefes kennenlernen, sowie die Nacht, die Li-Chang durch ihn auf Ihre arme Frau ausübte. Auch ihre Seelenkämpfe und ihre Angst vor einer Begegnung mit Guy Whow (dessen Tod sie ja erst durch den Times-Artikel erfuhr), ihren Widerwillen gegen das ihr aufgezwungene Lügen- und Komödientenspiel gegenüber Ihnen! Ihren festen Entschluß, Ihnen die Wahrheit zu gestehen — ihren Versuch dazu, den Sie selbst vereitelten, und so weiter.

Ich schreibe so ausführlich, lieber Billy, weil der Inhalt des kleinen Buches mich tief ergriffen hat — wie es jedem rechtlich denkenden und mitfühlenden Menschen bei der Lektüre ergehen wird! — und ich bitte Sie, mein aufrichtiges Mitgefühl entgegenzunehmen, sowie den Ausdruck meiner uneingeschränkten Bewunderung für Ihre arme, heldenmütige Frau.

Ihr ergebener

B. Stretford.“

(Fortsetzung folgt).

Begegnungen mit Schlangen.

Von Dr. Ludwig Weber.

Die Schlange hat etwas Unheimliches für den Menschen. Das ist nicht nur bedingt durch die Form dieses Reptils und seine Art bald kriechend, bald kletternd, bald schnellend sich fortzubewegen. Man hört es immer wieder, daß die Schlange beißt und die Tatsache, daß sie die Zahnbürste nicht kennt, daß sie deshalb immer Leichengifte im Rachen führt, und daß somit auch der Biß der nicht giftigen Schlange unter Umständen recht unangenehm werden kann, macht sie für uns zu einem unwillkommenen Mitbewohner unserer Erde. Auch die Farbenpracht, die oft genug die Natur diesen Tieren gibt, kann sie uns nicht sympathischer machen. Furcht und falsche Vorstellungen tragen ihr Teil dazu bei, unsere Abneigung gegen die Schlangen zu schärfen und führen so oft zu falschen Angaben über Art und Wesen.

Da fällt mir gerade ein Aufsatz über Schlangen ein, den ich vor etwa zwei Jahren in einer Schweizer Zeitung gelesen habe und in dem ein unzulänglich unterrichteter Autor allerhand unhaltbare Dinge über die Korallenschlange erzählt. Es war in Mexiko; er ging durch einen Park, in dem ein Gärtner einen Laubengang beschnitt. Der Autor des erwähnten Artikels schritt

darunter durch, mit den abgeschrittenen Zweigen fiel eine Korallenschlange auf seine Schultern. Rächtelang kann er deshalb nicht schlafen. In seinen Träumen leidet die Schlange wieder, die nicht größer sei als ein Füllfederhalter und außerordentlich giftig; ihr Gift sei überhaupt noch nicht erforscht! Wenn man vielleicht auch nicht gerade das Gift der Korallenschlange untersucht hat, so weiß man doch, daß alle Schlangen als Gift ein Eiweißgift führen. Die Dosierung ist je nach der Art und der Größe der Schlangen verschieden, aber das Eiweißgift als solches ist bei allen gleich. Die Korallenschlange ist außerdem 60 bis 70 Zentimeter lang. Das Tierchen, das den erwähnten Autor so erschreckte, war noch ganz jung und noch gar nicht fähig zu beißen. Die schlaflosen Nächte unseres Gewährsmannes waren also umsonst.

Die Korallenschlange kommt in den Südstaaten der U.S.A., in Mexiko, in ganz Zentralamerika, und bis in die subtropischen Staaten Südamerikas vor. Sie gehört zu den sogenannten Bruntottern, die in fast allen Farben existieren, und von denen eine smaragdgrüne und die Korallenschlange selbst die bekanntesten und schönsten sind. Die Korallenschlange ist schwarz, weiß und rot gefärbt, weshalb die Engländer sie auch German slagg nennen; sie beißt nur, wenn man ihr direkt weh tut, sie ist, wenn man so sagen darf, gutmütig und wurde deshalb stellenweise von den eingeborenen Frauen sogar schon als Halschmuck getragen. Jedemfalls hat man in Amerika keine Angst vor ihr. Ihr Gift soll nicht stark sein, und das mag stimmen. Ich selbst hatte eine Begegnung mit einem Exemplar dieser Gattung. Es war im Dezember 1922. Wir hatten das heiße Buenos Aires verlassen und reisten in die Sierra de Cordoba, wo mein Freund Dr. S. in Los Cocos eine prachtvolle Huerta besitzt. Ein kühler Fleck zwischen Hägeln mit reichem Baumbestand. Ein Bach, der im Sommer fast trocken liegt, durchquert den Besitz. Wir wollten das benachbarte Grundstück eines Bekannten aufsuchen und hatten den arroyo zu überschreiten. Vor uns ging der peon. Auf dem stellenweise trockenen Kies lag eine ausgewachsene Korallenschlange, um sich zu sonnen. Der peon, der sie nicht gesehen hatte, trat ihr auf den Schwanz und war im selben Augenblick gebissen. Der Effekt war schwach; der peon hatte zwei Tage Fieber und war am dritten schon wieder in Ordnung.

Und nun entsteht die Frage: ist das Gift der Korallenschlange wirklich so schwach oder hing die Wirkung mit den näheren Umständen zusammen, die in allen solchen Fällen ja eine große Rolle spielen? Der Knecht hatte Sandalen an und leinene Fußlappen um die Füße. Hatten nun die Fußlappen das ausfließende Gift zum größeren oder kleineren Teil aufgefangen, hatte die Schlange erst kurz vorher gebissen, so daß die Giftdrüse nur zum Teil gefüllt war, oder ist das Gift der German slagg wirklich so schwach? Jedenfalls war der Biß selbst träftig genug. Ich konnte sehen, wie die Schlange mit voller Wucht ihre Zähne in den Fuß des peons schlug und fand dabei bestätigt, was von anderer Seite auch schon behauptet wurde, daß die Giftschlangen, die ja nicht sehr träftig sind, überhaupt nicht beißen, sondern die Zähne des geöffneten Rachens in den Körper des Gegners oder ihres Opfers hinein schlagen. Das geht mit Blitesschnelle vor sich und sie holen dazu ungefähr mit dem vorderen Viertel ihres Körpers aus.

Zufälle und besondere Umstände spielen, wie gesagt, immer eine große Rolle bei Schlangengebissen und sind zugleich auch die Ursache so viel falscher Deutungen über die Wirkung des Schlangengiftes. Ein Farmer in Florida, einem der Südstaaten der U.S.A. wurde bei seinen Feldarbeiten von einer Klapperschlange in die linke Hand gebissen. Er wartete auf seinen Tod und behauptete, die Klapperschlange sei überhaupt nicht giftig, als der Tod nicht eintrat. Nähere Feststellungen ergaben, daß der Biß auf den Mittelknochen des Zeigefingers gegangen war, wo man die beiden roten Punkte, die Eintritte der Spitzen der beiden Giftzähne sehen konnte. Die Zähne konnten also nicht so tief eindringen, daß das Gift direkt in Blut- oder Lymphgefäße abgeladen wurde und der Farmer kam mit einem fünfstägigen, anfänglich harten Fieber davon. Die Ursache, von der schwächeren Wirkung des Bisses lag also dabei, daß der Biß auf die Knochen ging; aber auch in diesem Falle ist es möglich, daß die Schlange erst kurz zuvor gebissen hatte und daß deshalb das Gift nur in ungenügender Menge vorhanden war. Vielleicht trafen beide Umstände zusammen. Jedenfalls ist der Biß einer großen Giftschlange wie die Klapperschlange immer tödlich, wenn er ungehindert und tief genug in den Körper des Opfers eindringen kann.

Eine gewisse Tiefe des Bisses ist aber nötig infolge der ganz besonderen Form des Giftzahnes der Schlange. Der Zahn ist hohl und sieht vor der Giftdrüse. Beim Beißen entsteht ein Druck auf die Giftdrüse und das Gift wird in die Wunde gepreßt. Es nimmt dabei seinen Weg durch die besondere Apparatur des Giftzahnes, die Furche oder die Röhre. Die Brillenschlange (Kobra) zum Beispiel hat den Furchenzahn, die Kreuzotter und die Klapperschlange haben den Röhrenzahn. Die Furche endet ungefähr in der Mitte zwischen Kiefer und Zahnpiphe; in derselben Höhe vorn oder seitlich hat der Röhrenzahn seine Öffnung, durch die das Gift in die Wunde strömt. In beiden Fällen also, soll der

Biß seine volle Wirkung haben, ist eine gewisse Tiefe des Bisses nötig. Da bei dem eben erwähnten Farmer der Biß auf den Knochen ging, mußten Biß und Gift den größten Teil ihrer Wirkung verlieren.

Anderes war es bei einem mir bekannt gewordenen Zusammenreffen mit einer Puffotter, der gefährlichsten aller Giftschlangen weil sie den stärksten Zahn hat und die größte Menge Gift produziert. Es war in Deutsch-Ost-Afrika, wohin kurz vor Ausbruch des Weltkrieges mein Freund Dr. G., der Direktor eines zoologischen Gartens eine Reise unternahm, um Tierstudien zu machen. Er hatte die Absicht den Kilimandscharo zu bestiegen, um in den hohen Stangen der mittleren Höhe des Massives die großen Affen und die Elefanten zu beobachten. Der Aumarisch führte durch die Steppe. Er marschierte am Ende seiner aus zwanzig schwarzen Trägern bestehenden Truppe. Beim Schein der frühen Morgensonne ging es im Gänsemarsch durch das hohe Gras, als plötzlich der vorderste der Träger aufschrie. Dr. G. dachte sofort an eine Begegnung mit einer Schlange, eilte nach vorn, und als er dort ankam, lag der Schwarze bereits in seinen letzten Zudungen am Boden. Er hatte auf eine im Gras liegende Puffotter getreten, die zurückschneckte und ihm über dem Knie den tödlichen Biß ins dicke Fleisch beibringen konnte. Hier waren alle Bedingungen für die volle Auswirkung des Bisses gegeben. Der Zahn konnte tief ins Fleisch eindringen, das Gift wurde direkt in Blut und Lymphe abgeladen. Die Zersekung des Blutes, das heißt die Trennung von Bluterum und Blutkörperchen geht in diesem Falle mit einer unheimlichen Geschwindigkeit vor sich; innerhalb zwei Minuten kann der Mensch tot sein. Die Puffotter, dieser häßliche bis 1.50 Meter lange Giftwurm in der Stärke eines starken Mannesarmes, hatte ganze Arbeit getan. Aber sie blieb nach Art der Giftschlangen, nachdem sie gebissen haben, neben ihrem Opfer liegen und wurde erschossen. Ihre Tat war ihr Tod, genau so wie es in Los Cocos der Korallenschlange erging, die wir zertraten, nachdem sie unseren peon gebissen hatte.

Ich selbst war in einem anderen Falle Zeuge der geradezu verblüffenden Wirkung des Schlangengiftes. Es war im Leipziger Zoologischen Garten gelegentlich einer Fütterung. Eine mir unbekannt, mittelgroße schwarze Schlange bekam eine halbwüchsige junge Ente. Sie schlug dem Tierchen die Zähne in den Rücken. Ein Tropfen Blut trat in den noch gelben Klam. Die Ente wankte sofort wie ein schwer Betrunkener, fiel um und war in knapp einer Minute tot.

Schluß folgt.

Musik.

Eine Geschichte vom jungen Wagner,
erzählt von Hans-Eberhard v. Besser.

Der junge Student Richard Wagner ging eilig die Nicolai-gasse entlang. Mit scharfer Wendung trat er in ein Haus, raunte, immer mehrere Stufen auf einmal nehmend, die Stiege hinauf und stürmte mit leuchtender Brust in das Zimmer seines Freundes Laube.

„Heinrich, borge mir etwas! Einen Taler, es können aber auch zwei oder drei sein, meine Börse, Teufel noch einmal, ist wieder leer.“

Der junge Schriftsteller Heinrich Laube blickte von seiner Arbeit auf. Er maß mit prüfendem Blick die Erscheinung Wagners, der mit blühenden Augen und lebhaften Gebärden im Zimmer auf und niederschritt, über das teure Leben in Leipzig schimpfte und dabei ein flüchtiges Lächeln um den ausdrucksvollen Mund hatte. Jetzt blieb der Student am Fenster stehen, vergrub die Hände in den Taschen und schaute hinaus. Das Haar fiel ihm in die klare, reine Stirn, er strich es zurück, schmal und fein zeichnete sich die Hand im silbergrauen Licht des vergehenden Tages.

In Laubes Augen trat ein warmes, tiefes Leuchten. „Ich habe im Augenblick kein Geld übrig, guter Freund. Diesmal ist nichts bei mir zu holen.“

Richard Wagner lachte. „Du und kein Geld? Alter Streber, hoffst den ganzen Tag und die halbe Nacht am Schreibtiisch. Sei nicht trauferig, alter Junge!“

„Streber hin, Streber her, du solltest auch ein bißchen mehr arbeiten. Entschließe dich endlich! Willst du Dramatiker werden, Dichter oder Musiker? Man muß doch ein Ziel haben.“

Richard Wagner piff vergnügt vor sich hin, sorglos trommelte er den Takt zu einer Melodie auf dem Fenstertisch. „Alter Philister, wenn ich irgendwo von einem alten Kauz noch eine verstaubte Perle auftreibe, dann bringe ich sie dir. Lasse mich werden, was ich will, verstanden? Im übrigen: Ich werde beides, Dichter und Musiker. Da staunst du, wie?“ Der Student lachte wieder ausgelassen.

„Schau mich nicht so vorwurfsvoll an, Heinrich! Du bist einige Jahre älter, ich nehme dir keine weißen Ratsschläge nicht übel. Du bist ja kein Muder, weiß ich, kennst Auerbachs Keller, den Wein, die Lieder und die Mädchen. Also gut, nun gib mir einige Taler! Das Leben draußen wartet auf mich.“ Richard Wagner sah mit einem knabenhaften Lächeln über die Dächer der Stadt hinweg.

„Ich habe nichts, Richard, diesmal geht es wirklich nicht.“

Dunkle Rote schoß in Wagners Antlitz. Durchdringend blickte er den Freund an. Dann wandte er sich zur Tür. Mit kurzem Gruß ging er hinaus.

Der Abend verschüttete Gassen und Gäßchen mit Dunkelheit, unter den hohen Siebeln der Häuser zitterte Lichtschein. Wagner durchsuchte seine Taschen, irgendwo fand sich vielleicht noch ein Geldstück — das Leben wartete, vielleicht ließ sich das leidige Geld im Spiel herbeiloden.

Bald saß der Student im rauchüberlagerten Kellerlokal, eine fröhliche Runde ließ die Becher kreisen, Lieder erklangen, Würfel klirren, in den Scheiben stand der rote Mond und rief zum Stellbischein.

Die Würfel rollten mit den Stunden, Wagner saß allein mit einem Zechbruder, vom Wein war der Kopf ihm schwer. Und als der Student ging, hatte der Kumpan einen kleinen Zettel in der Hand, einen Schuldschein. Dampf fielen zehn eiserne Schläge aus der Turmhöhe der Thomaskirche in die Finsternis nieder, als Richard Wagner seiner Wohnung zuwanderte. Verdrossen trat er in seine Stube, er ärgerte sich über sich selbst, über das Leben, über das leidige Geld; der Dämmerchoppen war ihm teuer zu stehen gekommen. Er machte Licht. Da stuchte er: Auf dem Tisch lag eine bunte, gestrickte Börse — Laube hatte sie geschickt, der gute, treue Kerl. Wagner erkannte die Börse. Im Nu zerhoben alle Bedenken und misgünstigen Grübeleien, der Student riß die Börse an sich und stürmte die Treppe hinunter. Der unentwegte Zecher, er kannte ihn gut, würde noch vor seinem Glase sitzen, nun gab es Revanche!

Richard Wagner eilte die Gassen hinunter. Neugierig öffnete er im Dichte einer Laterne, die von einem eisernen Manne gehalten wurde, die Börse. Da prallte er zurück, eine Karte für das Gewandhauskonzert war darin — weiter nichts.

Zorn raste dem Studenten zu Kopf, Gedanken umringten ihn, wiesen ihn nach drei Richtungen zugleich, zu dem Freund, zum Spiel, zum Konzert. Wagner schloß die Augen, die Zurechtweisung saß. Und immer noch unerschütterlich, doch wie unter einem fremden Gebot wanderte er dahin, bald stand er vor dem Gewandhaus, er konnte gerade noch den Schluß, die letzte Sinfonie hören: Beethovens. Und innerlich immer noch von unklaren Empfindungen, Beschämung, Zorn, Unschlüssigkeit beherrscht, wies Wagner die Karte vor und trat leise in die Loge.

Jubelnde Geigen erfüllten den Raum, klingende Helle ausströmend, Cello, Flöten, und Marinetten setzten ein, und ein tönendes Meer wogte, brandete, unseliger, alle Tiefen aufreißender Schmerz und emporjauchzende Erlösung wurden offenbar, und über allem schwebten gebethaft und unirdisch hell die Geigen.

Wagner zwang es die Hände zusammen. Fern lag die Welt, tief unten alle Nichtigkeit des Lebens. Das Meer der Klänge riß ihn fort und trug ihn zu Sternenhöhen empor. Er sah seinen innersten Menschen vor sich, er sah einen steilen Zukunftsweg, und er hörte — hörte Musik — Musik, die seine Seele mit ungewaltiger, tönender Kraft durchrauschte. —

Er wußte nicht, wie er heimgekommen. Er rückte sich die Lampe zurecht, er nahm die vernachlässigten Arbeiten vor, eine heilige Flamme leuchtete auf dem Grunde seiner besetzten Augen. Seit Wochen hatte er sich nicht um seine Aufgaben gekümmert. Als er seinen Lehrer, den alten Kantor Weinlig von der Thomasschule, auf der Straße gesehen, blickte er einfach zur Seite. Wie lange war es her, seit er zum letzten Male bei ihm gewesen? Wagner tauchte die Feder ein und dann beugte er sich über das Notenblatt — Kontrapunkt!

Fernher tönten Lautenklänge, Mädchenlachen, leise Worte, drangen zum matt erhellten Fenster empor, gingen in der Nacht unter.

Mit heißer Stirn saß Richard Wagner, der achtzehnjährige Student, in stiller Nacht über seiner Arbeit. Ein heftiger Eifer erfüllte ihn, und als er einmal aufschaute, sah er im Rahmen des kleinen Fensters die flimmernden Sterne am Himmel. Richard Wagner blickte empor, eine helle Bahn führte himmelan, steil und leuchtend, in Sternenhöhen ein Weg, den nur die Begnadeten, die Auserwählten gingen — Richard Wagner schloß wie geblendet die Augen.

Und um ihn her brauste, jubelte voll unirdischer tragender Kraft Musik.